

Memoiren eines böhmischen Juden.

Josef Kraus und seine Erlebnisse in den napoleonischen Feldzügen.

Einleitung.

Die hier zum ersten Mal veröffentlichten Aufzeichnungen eines Juden, der an den Kämpfen Oesterreichs gegen Napoleon I. teilgenommen hat, bieten manchen dankenswerten Aufschluss über das innere Leben der böhmischen, aber auch der polnischen Juden jener Zeit.

Die Juden Polens — dies sei zu unserer Ausgabe einiger Darstellungen jüdischer Mitkämpfer und Zeitgenossen Napoleons hier nachgetragen¹⁾ —, teilten in weiten Kreisen durchaus nicht die in der westlichen Judenheit zumeist vorherrschende Begeisterung für den korsischen Eroberer. Wie fest man in Deutschland an seinen Stern glaubte, beweist u. a. die Angabe, dass der bekannte Altonaer Rabbiner Raphael Cohen, der Grossvater Gabriel Riessers, zu jener Zeit ausschliesslich die zu der Ordnung „Kodaschim“ gehörenden Traktate des Talmuds studierte, indem er erklärte, die Erfolge des Usurpators seien so wunderbar, dass er, als Kohen (Ahronide), sich darauf vorbereiten müsse, nach Wiederherstellung des jüdischen Reiches in Palästina, die ja Napoleon vor seiner Unternehmung nach dem Orient den Juden verheissen hatte, im neuerrichteten Heiligtum zu Jerusalem des Priesteramtes zu walten.

Unter den osteuropäischen Juden wurden jedoch aus der Bibel, wo sich irgend Wortanklänge an den Namen Napoleons fanden, Prophezeiungen seines Unterganges herausgelesen. Ein polnischer Rabbiner bezog auf ihn die Worte 2. Mose 18, 18 „nabol tibbol“ („ermüden wirst du“), ein anderer die Voraussagung an Haman (Ester 6, 13): „napol tippol“ („fallen wirst du“). Man zitierte auch

¹⁾ Siehe meine „Feldzüge Napoleons nach Aufzeichnungen jüdischer Teilnehmer und Augenzeugen“, Wien 1913, Wilh. Braumüller. Ausführlicheres findet sich in der (hebräischen) Literatur über Salma Schneor (auch bei Verus, Der Chassidismus, Pleschen 1901, S. 137 ff), über die Juden im östlichen Preussen und ihre Kriegserlebnisse in jener Zeit einiges in den von Heinr. Löwe herausgegebenen Lebenserinnerungen von Mosche Wasserzug und A. H. Heymann. Über einen polnischen Juden, der nach der Schlacht bei Dresden aus den Diensten Napoleons in die Russlands übertrat und bis zum General befördert worden ist: im „Ha-mizpe“ 1909 Nr. 35 [Josef Josefthal, in Wieliczka 1780 geboren, entfernte sich mit 14 Jahren nach einem ehelichen Zwist aus Apta, wo er damals

die schon im Anfang des 17. Jahrhunderts von einem Kabbalisten niedergeschriebene Prophezeiung, dass die von Ismael (1. Mose 25, 18) gebrauchten Worte: „al pene kol echaw napa l“ („vor all seinen Brüdern liess er sich nieder“) sich auf einen Massenmörder aus dem Stamme Kajins mit einem an „napa l“ anklingenden Namen bezögen, der sich mit Ismael verbinden werde. Man deutete diesen Ausspruch auf Bonapartes syrischen Feldzug.

Einer der eifrigsten Gegner Napoleons war Salma Schneor (Senior) aus Liadi, der Begründer der unter dem Namen Chabadismus bekannten Richtung des Chassidismus. Von der französischen Invasion befürchtete er den Einzug des Atheismus, und unter grossen Opfern sorgte er für die Verproviantierung der russischen Soldaten.¹⁾ Für den Geist seines Kreises bezeichnend ist die gelegentlich auch von Bismarck nach einem Petersburger Gewährsmann wiedergegebene Anekdote, wie ein Schüler Salma Schneors in seinem Eifer gegen den französischen Geist sich zugunsten der Russen den Franzosen als Spion verdingt hatte, aber eines Tages von Napoleon dabei überrascht wurde, wie er im Geheimen mit dem Fingernagel auf den Bleiknopf seines Stockes verräterische Zeichen einritzte. „Du verdienst erschossen zu werden“, donnerte ihn der Kaiser an, „aber es ist schade um solch einen Kerl. Geh' und zeig' dich nicht wieder!“

Von österreichischen Juden, die diesen russischen Feldzug Napoleons mitgemacht haben, ist bereits Abraham Heimann bekannt geworden, der erste Jude, der nach der Vertreibung der Juden aus Krain (i. J. 1496) sich dort wieder niederliess. 1809 war Laibach die Hauptstadt des französischen Königreichs Illyrien geworden. Es hatte damit alle früheren Privilegien, auch das der Judenaussperrung, eingebüsst. In demselben Jahre kam Abraham Heimann, aus Memmelsdorf in Bayern gebürtig, mit seinem Neffen Simon Heimann aus Wien nach Laibach. Er errichtete dort ein Manufakturgeschäft und mit besonderer Erlaubnis Marmonts, des Herzogs von Ragusa, eine Wechselstube. Bald darauf zog auch sein Bruder Moses zu ihm und wurde Teilhaber seines Geschäftes. 1812 zogen beide Brüder als Lieferanten der französischen Armee nach Russland. In Smolensk führten sie eine glänzend gehende Gastwirtschaft. Bei dem Rückzuge der Franzosen — Abraham

wohnte, er trat als Tambour bei der Schar Poniatofskis ein und kämpfte unter Napoleon. Von den Russen bei Dresden gefangen genommen, erlangte er in ihren Diensten die Würde eines Generals, später die eines Präsidenten des Gouvernements Kaluga. 1860 kehrte er in sein Vaterland und zum Glauben seiner Väter zurück. Er starb 1878 und wurde in Wieliczka an der Seite seiner Eltern beerdigt. Ein Enkelsohn J.'s ist der Gesandte Russlands in Washington, Baron Rosen, der auch bei den russisch-japanischen Friedensverhandlungen mitgewirkt hat.] Über den General Heymann, den Goethe in seiner „Campagne“ erwähnt, ist mir derzeit nichts Näheres bekannt. Andere Literatur war mich bisher nicht erreichbar.

¹⁾ Vgl. Frenk, Jehude Polen bime milchamot Napoleon, Warschau 5674 (1914).

Heymann weilte damals in Geschäften in Polen — vertraute sein Bruder Moses seine Effekten einem französischen Magazinbeamten, namens Gross, an. Dieser wurde aber von den Russen erschossen, sein Wagen, darauf auch die Habe Heymanns, fiel ihnen zur Beute.

Moses Heymann selbst hatte sich auf einem Schlitten geflüchtet. An der Beresina langte er wenige Stunden vor dem von Napoleon angeordneten Abbruch der Brücke an. Er liess seinen Schlitten im Stich und suchte sich über die Brücke zu retten. Im Gedränge stürzte er zweimal in den Fluss, eine feindliche Kugel durchbohrte seine Pelzmütze, die er zum Andenken heimbrachte.

Nach vielen Leiden kam er mit erfrorenen Füßen ohne Pass nach Wilna. Dort traf er seinen Schwager Löwengard¹⁾ aus Hohenems, der ihm versprach, ihn unter dem Decktitel eines Bedienten nach Deutschland mitzunehmen. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Heymann übernahm mit den 100 Louisdors, die ihm noch geblieben waren, Lieferungen für das französische Militär in Wilna in Verbindung mit einem Elsässer Picard, vermutlich dem Leidensgefährten Diespeckers in Spanien.²⁾ Picard ging ihm aber mit der Barschaft durch. Ein anderer Glaubensgenosse, Judel Alchemister aus Lemberg, half nun Heymann bis Wien, von wo er alsdann die Heimreise nach Laibach antrat. Dort hatte er unter den Schikanen der wieder eingesetzten österreichischen Regierung fortdauernd schwer zu leiden.

Einen anderen jüdischen Teilnehmer an den napoleonischen Kriegen lernen wir nun an der Hand der vorliegenden Memoiren³⁾ in Josef Kraus kennen.

1781 in dem Dorfe Stabuzoves bei Kácow in Böhmen geboren, erlernte er zunächst das Weberhandwerk. Mit 13 Jahren begab er sich, nachdem er den Freibrief erhalten hatte, auf die Wanderschaft. Eines Tages traf er mit einem italienischen Optiker zusammen, der ihn bewog, sich dem gleichen Gewerbe zuzuwenden. Als Hausierer mit optischen Instrumenten kam Kraus eines Tages (i. J. 1801) in ein Schloss, in dem der Kommandeur (oder Inhaber) des Fürst Schwarzenberg-Ulanen-Regiments auf ihn aufmerksam wurde und ihn mit Rücksicht auf seinen kräftigen Körperbau und seine ge-

¹⁾ Über Heymann und Löwengards, diese „Mitteilungen“ 1912, 3 Anhang (Deszendententafel), ferner Scherer, Die Rechtsverhältnisse S. 528. Eine Abschrift der Heymannschen Aufzeichnungen besitzt das Wiener Jüdische Museum. Veröffentlicht wurden sie bereits in der „Allg. Zeitung des Judentums“ 1849.

²⁾ Vgl. „Die Feldzüge Napoleons“ S. 19.

³⁾ Diese Memoiren nebst einer Anzahl (jüdischdeutscher) Privatbriefe und anderen Dokumenten überliess mir zur Benutzung, wofür ich an dieser Stelle nochmals meinen Dank ausspreche, Frau Jeannette Müller, Wien V, die zwei Briefe aus Russland Herr Gustav Janowitz in Podiebrad.

fälligen Manieren aufforderte, in seinem Regiment Dienste zu nehmen. Kraus willigte ein. Er machte alle Feldzüge des Regiments mit und wurde einmal am Schienbein verwundet. 1810*) kam er mit seinem Regiment nach Brandeis a. d. Elbe. Er wurde dort beim Gottesdienst im Tempel von der Gemeinde ausgezeichnet und von den jüdischen Familien zu Tisch geladen. Auf einem Ritt nach Melnik, wo er das Feldspital zu inspizieren hatte, lernte er seine künftige Frau, Johanna Heller, kennen, mit der er sich auch kurze Zeit darauf vermählte. Zwölf Tage nach der Hochzeit zog das Regiment wieder ins Feld.

Bis Leipzig nahm Kraus seine junge Frau mit. Dort liess er sie bei einer Offizierswitwe zurück, der er einst die letzten Grüsse ihres in der Schlacht gefallenen Gatten überbracht hatte.

Nach dem Friedensschluss von Tilsit nahm Kraus seinen Abschied und kehrte nach Brandeis zurück. 1830 erbaute er sich ein Haus, das er aber, den damaligen Gesetzen gemäss, als Jude nicht auf seinen Namen eintragen lassen durfte. Er bediente sich eines Strohmannes. Doch ein Glaubensgenosse denunzierte ihn bei der Behörde.²⁾

Kraus starb im Jahre 1873 und wurde neben seiner 1859 verstorbenen Gattin auf dem jüdischen Friedhof in Brandeis beerdigt.

Unter seinen Kriegserlebnissen schilderte Kraus mit Vorliebe die Szene, wie er bei der Besichtigung einer Feldspitals-Zeltabteilung durch den Zaren Alexander I. von diesem mit einer Belobigung ausgezeichnet wurde. Der Zar liess sich Kraus als den die Aufsicht führenden Beamten des Spitals vorstellen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Alles ist in schönster Ordnung, ich bin sehr zufrieden.“

Kraus blieb bis zu seinem Lebensende ein begeisterter Verehrer Napoleons. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen seines Enkels Herrn Gustav Janowitz in Podiebrad, hat Kraus im Verein mit seinem Nachbarn die ersten Elbebäderkabinen in Brandeis errichtet und dem Erzherzog Josef, dem nachmaligen Palatin von Ungarn, der damals als Kadett beim dortigen Dragonerregiment stand, oft von seinen Kriegserlebnissen erzählen müssen.

Die Lebensschicksale des Josef Kraus.³⁾

Es sind bereits lange Jahre verstrichen, als das Verlangen in mir und meinem Neffen rege wurde, eine Biographie meines (Vaters?) niederzuschreiben, eines Mannes, an dem nicht nur seine Kinder und Enkel in ungemeiner Verehrung und Liebe hingen, sondern der von allen, die ihn kannten, durch seine Humanität, hervorragenden Geist und seltenen, tadellosen, ehrenhaften Charakter be-

¹⁾ Nach der Regimentsgeschichte (siehe unten) 1809.

²⁾ Auf eine ähnliche Intrigue wird der Glaubenswechsel des Vaters des ehemaligen Olmützer Fürstbischofs Dr. Kohn zurückgeführt.

³⁾ Die Orthographie des Originals ist beibehalten.

kannt und geachtet war. Mit dem Wunsch, dass mir einesteils gelingen möge, ein Bild zu entwerfen, das seines teuren Andenkens würdig, nehme ich die Güte des Lesers in Anspruch. Da ich dieses Lebensbild wesentlich im Interesse nachfolgender Generationen und des Verwandtschaftskreises darzulegen versuche, entschuldige ich mich wegen detaillierter, umständlicher Aufzeichnungen und Abschweifungen, die wohl so mancher Leser ohne Interesse lassen, jedoch für jene, welche ihn bei Lebzeiten hoch verehrten, noch Interesse haben.

In Böhmen, im Taborer Kreis, nächst dem alten Schlosse Sternberg, liegt das kleine, freundliche Gebirgsdörfchen, in dem sich, wie mir aus meinen Kinderjahren in dunkler Erinnerung vorschwebt, ausser einigen kleinen Bauernwirtschaften und Häuslereien eine bescheidene Pfarre und Schule vorfindet. In deren Nähe steht ein in Holz in alter Bauart errichtetes ebenerdiges Häuschen.

Dasselbst war der Zirkulationspunkt für Ex- und Import der Dorfbewohner, in dem das Dorfgeschäftsleben jener Landschaft, wie es zu jener Zeit vorkam, in bescheidener Weise vertreten war. Zu jener Zeit gehörten die Bevorzugten in Israel (Schutzjuden) zu denen, denen es gestattet war, mit etlichen Spezerei-Artikeln, Tabak usw. für die Gebirgsbewohner zu handeln. Dieses Geschäft wurde noch von den Eltern unseres Helden betrieben.

Vor etwa einem Jahrhundert entstammten dem dortigen alten würdigen Elternhause zwey Söhne, Josef und S., und eine Tochter, Louise Janowitz. Der Jüngere der Söhne war Josef Kraus, dessen Schilderung und Lebenslauf ich zumeist seinen eigenen mündlichen Mitteilungen verdanke.

Von Natur aus allseitig körperlich und geistig bestens veranlagt, gedieh er als Knabe gesund und frey, als Liebling nicht nur seiner Eltern, sondern von jedem seiner Umgebung. Sein frühzeitig erwachter Trieb nach Wissen konnte wohl nur wenig Gelegenheit finden, um nur das nöthigste Wissen zu erreichen, da nur eine jener Zeit übliche böhmische Elementardorfschule zu Gebote stand. Selbstverständlich war für ihn ein derartiger Unterricht bald erschöpft.

Nach einer schönen Kunst sehnte sich der wissensdurstige Knabe, die ihm sein Heimatsort nur in sehr begrenzter Weise bieten konnte. Es war das die Musik, für die er so sehr begeistert war. Nun wurde vom Dorfschulmeister, dem Leiter der Kirchen- und Tanzmusik, den Bitten des Knaben Gehör gegeben, ihn in dieser Kunst zu unterweisen. Doch meinte der Dorfschulmeister: „Mein lieber Junge, ich werde Dich unterrichten, aber ohne Noten; denn Du wirst ja, als Jude, nie in der Kirche bey der heiligen Messe spielen.“ „Nein, nein,“ entgegnete der Knabe, „nur nach Noten, denn ich will, so ich gut spiele, auch in der Kirche auf dem Chor mitspielen.“ Und nun ward auch im Stillen nach Noten die Geige unterrichtet. Es war der Knabe stolz, den besten der Musikzöglinge

zugezählt zu werden. Er tat sich viel zu gute, bei der heiligen Messe mitwirken zu können. Auch die Trompete musste zur Zeit zur Hand sein. Nun war das höchste Wissen, das die Dorfschule bot, erschöpft. Etwas wenig deutsches Wissen wurde von dem damaligen Jesuiten-Pater des Schlosses Sternberg in Anregung gebracht, so wie auch aus der damaligen Schule aus Katsof, zwey Stunden weit entfernt.

Ein Abenteuer aus der Schulzeit will ich seiner Mitteilung zufolge hier wiederzugeben nicht unterlassen. Ich lasse seine Worte reden:

Als kleiner Junge war ich oft darauf angewiesen, in später Abendstunde nach beendetem Unterricht später als sonst den Heimweg von etwa zwey Stunden öden Weges allein zu machen. Zu Beginn des Halbdunkels gings mit meinem Auftreten genug herzhafte. Doch Finsternis trat ein und mir steigerte sich nicht der Mut, als ich durch ein kleines Geräusch glaubte, Schritt auf Schritt verfolgt zu werden. Ich ging demzufolge längere Schritte mit ausgestrecktem Gange. Doch siehe, um so deutlicher vernahm ich das mich verfolgende Geräusch. Der Angstschweiss trat mir auf die Stirn und ich versuchte in der Flucht mein Heil, um dem vermeinten Verfolger zu entinnen. Nun der Ermattung nahe, musste ich nach langer Tur in rasender Eile ein mässiges Tempo einhalten, und siehe da, je mehr ich genöthigt war, meinen Gang zu mässigen, stellte sich das Geräusch wieder ein.

Ich nehme mir Mut und blicke hinter mich und sehe weit und breit nichts vor, nichts hinter mir. Nun wieder vorwärts und wieder Geräusch.

Nun verlege ich mich mutig auf die Untersuchung. Nun siehe, was war es? Meine ledernen Hosen, die durchnässt, den Tag zuvor getrocknet worden und dadurch harte Falten bekommen hatten, hatten mir durch das beim Gehen verursachte Geräusch so hart mitgespielt.

Obwohl ich über mich selbst lachen musste, musste ich doch oft an den gehabten Angstschweiss denken, ungeachtet ich zu den mutigen Knaben gehörte und versuchte, im Mut anderen nicht nachzustehen.

Auch als Arbeiter mich zu versuchen, unterliess ich nicht. Unsere Oekonomie war zu klein, um Pferde zueigen zu halten. Wie sehr beneidete ich manchen Dorfburschen, der zur Weide auf seinem Pferde sass. Ja, das musste ich auch noch tun und es gelang mir durch Abfindung einer kleinen Portion Rauchtabak, mich mit dem Weideburschen zu Pferde herumzutummeln, worin ich mich nicht wenig stolz dünkte. Es waren schöne Sonntagsritte auf magerem Pferde ohne Sattel.

Ich zählte bereits 12 Jahre, als mein vorsorglicher Vater darauf drang, mich einem Gewerbe zu widmen. Ich konnte in meiner

Heimat nicht mehr Wissen holen, meine Collegien waren erschöpft und ich wusste bereits soviel als meine Lehrer.

Nun, es war nicht viel zu wählen unter den primitiven Gewerben, die im Dorfe betrieben wurden, und da ich mich denn doch entschliessen musste, so griff ich zur Kunstweberey, die daselbst im Orte betrieben wurde, und trat nun derart in die Lehre, um etwas zu werden.

Wohl begriff ich es in meinem Wissensdurst, dass, nach dem Unterricht, wie er da bestand, auffällig ungenügend und lückenhaft mein Wissen sey. Des Lesens kundig, verschaffte ich mir nach Möglichkeit Bücher, um durch nützliches Lesen die Lücken meines Wissens und den Mangel an weiterem Unterricht nach Möglichkeit zu ersetzen. Das Kienholz zur Beleuchtung, da die Kerzen nicht ausreichten, wusste ich mir zu verschaffen, um während der Nacht lesen und mich selbst unterrichten zu können; denn die Tagesstunden waren ja fürs Handwerk bestimmt. Meine Geige und meine Bücher waren zugleich meine Erholungen, wovon ich nicht zu trennen war.

Hierbey oblag ich volle zwei Jahre mit Fleiss der Lehre im Handwerk. Nun erwachte auch der Gedanke, dass ich nach der Lehre in die weite Welt hinaus muss.

Um einen Vorgeschmack des Reisens zu haben, ersuchte ich meinen Vater, mir eine Vergnügungsreise zu gestatten, und zwar bey den geringsten Reisespesen. Unser kleines Hausgeschäft bedurfte es, einigemahl des Jahres zum Einkaufe der Waren den Weg nach Prag durch einen gemieteten Frachter zu machen.

Nebst allerhand Producten und Gegenständen, die in der Hauptstadt verwertet werden sollten, wurden auch leere Kisten und leere Fässer mitgenommen, um die in der Stadt einzukaufenden Waren zu verpacken. In einem dieser leeren Gefässe wurde mir Platz eingeräumt für die vorhandene, damals langwierige und ganz beschwerliche Reise, und so gelangte ich glücklich in der Kiste mit Stroh und Heu verpackt nach der Hauptstadt. Ich sah, welch ein Unterschied zwischen meinem Dorf und der vor meinen Augen liegenden Welt. Ein anderes Bild, eine andere Vorstellung ergriff von der Zeit meine Sinne, meine Einbildungskraft: ich war nicht mehr der im Heimatsdorfe eingepferchte Junge. Ein anderer Horizont eröffnete sich meinen Augen und meinen Sinnen. Zu klein und unzureichend wurde mir die Welt meiner Heimat. Die Sehnsucht in die weite Welt hinaus machte in meiner Phantasie die Flügel wachsen, meine Sinne waren nicht mehr an mein Heim zu fesseln. An meinem Webstuhl durchkreuzten sich Gedanken der Zukunft, der weiten Fremde. Meine Heimat wollte mich nicht mehr binden. Das unstette Schiffein am Webstuhl erinnerte mich an das kreisende Weltschiff.

Die Flucht.

Seit meiner Reise war der Keim in mir gelegt, mich für eine weite, grosse, hoffnungverheissende Weltreise in meinem Sinn vorzubereiten. Es verstrichen mehrere Monate. Obwohl noch zu vorgereiften Planes für mein Alter, brachte es folgendes Ereignis zur tatsächlichen, jugendlichen, überkühnen Ausführung meines Vorhabens. Es war dies an einem Kirchweihfeste im Dorfe.

Die Tanzmusik drang aus dem Wirtshause an mein Ohr. Unwiderstehlich zog es mich dahin, denn ich war schon dazumahlen nicht der unbeachtetste Letzte auf dem Tanzboden. Ohne eine Erlaubnis von elterlicher Seite abzuwarten, schlich ich mich auf den Zehen aus dem Hause dem Wirtshause zu.

Doch welch ein Zustand! Der Tanzplatz, ein von Tanzenden und Zuschauern zum Erdrücken überfülltes, sogenanntes Dorfschankzimmer, so dass selbst gegen die Hühneraugen der Tänzerinnen keine Rücksicht genommen wurde. Ein Qualm des Dunstes stieg zu den kleinen geöffneten Fenstern heraus vom Schwaden in Schweiss und Dunst gebadeter Tänzer. Es war die Bewegung eines Klumpens, der sich jauchzend Luft machte.

Ja, da war es unmöglich, sich noch einzudrängen, und ungetanzt sich zurückzuziehen, das war ich auch nicht willens.

Es wurde Rat geschafft. Vor den dünstenden und rauchenden Fenstern des Tanzlokals wurde Platz auf dem Hofe aufgeräumt, und in wenigen Augenblicken drehte sich alles in der Runde, was sich nicht ins Zimmer drängen konnte. Ueberdies war der Eintritt jetzt frey und wurde nicht von einsammelnden Musikern abgefordert, zumal an diesem Feste für jedes möglichst kurze Tanzstück mit einem alten böhmischen Groschen, höher als sonst, vereinbart war, welcher Betrag stets der Ordnung nachfolgend bezahlt worden.

Jauchzend und sprungweise tobten die jugendlichen Tänzer. Anprall und Fusstritt blieb unbeachtet, und so gings flott drunter und drüber, bis endlich ein Aufschrei den Tanz unterbrach. Und siehe, woher kam ein so erschrecklicher Schmerzensruf? Ein Gansel lag unter den Füßen der Tanzenden getötet. Durch Zufall war ein Gansel aus dem naheliegenden Stalle in den Tanzraum geraten und hatte es mit dem Tode gebüsst. Doch mit dem war die Sache nicht abgetan. Die Eigentümerin des Gansels, die Gastwirtin, wollte schadlos seyn. Ihre Vermutung, den Tod des Gansels herbeigeführt zu haben, fiel unberechtigter Weise auf mich. Ohne weiteres eilte sie zu meinen Eltern und verklagte mich daselbst als Täter und verlangte die Entschädigung, die ihr auch geleistet wurde. Infolgedessen wurde ich allsogleich anbefohlen, die Tanzmusik zu verlassen und mich nach Hause zu begeben. Ich gehorchte blindlings. Jedoch eine Ahnung, dass es nicht glatt ablaufen würde, täuschte mich nicht. Ich wurde mit aussergewöhnlicher Strenge zur Verantwortung gezogen, fürs 1. ohne Erlaubnis zur Tanzmusik gegangen zu sein, fürs 2. inbetreff der Anklage, das Gansel zu Tode getreten

zu haben.. Da fürs 1. meine Entschuldigung nicht ausreichend, für das 2. von mir nicht erwiesen werden konnte, dass ich die Beschuldigung als ungerecht von mir weisen konnte, erhielt ich demzufolge eine derartige Lektion, wie nie zuvor.

Dies verletzte mich tief in meinem Ehrgefühl. Ich war nicht gewohnt, so harte Worte zu erfahren. Nichts konnte mein erregtes Gemüt beruhigen. In meiner Aufregung fasste ich den unabänderlichen Entschluss, in Kürze meinem heimatlichen Herd, dem elterlichen Hause Valet zu sagen.

Und so kam es auch in Kürze zur Ausführung.

Heimlich bereitete ich mich in aller Stille, so gut ich konnte, mit dem Nötigsten zur Ausrüstung für die Abreise in die Fremde vor. Als nun nach Tunlichkeit das unumgänglich Notwendigste in Bereitschaft war, schnürte ich mein Bündel. Wie konnte es auch anders sein, als dass auch mein Herz geschnürt war? Selbstverständlich, denn ich hätte so viel mir Liebes und Teueres zurücklassen müssen auf ein fragliches Wiedersehen.

Und du, meine Geige, dich lasse ich nicht zurück. Meine Heimatsklänge will ich mit dir mitnehmen. Ich schlief die letzte Nacht im Elternhause! Doch ich wachte vielmehr, denn die Erregung, das Bewusstsein einer herben, geheimen Trennung liess den Schlummer nicht zu bis zum ersten Grauen des Morgens. Nun war es Zeit, aufzubrechen, ohne dass die Schlafenden in Hause erwachten. Ich fasste ein Herz, packte mein Wohl und Wehe, und, den Wanderstab in der Hand, schritt ich reisefertig über die Hausschwelle, richtete einen letzten Abschiedsblick auf die Stätte meiner Lieben, mit Wehmut im Herzen und mit versteckter Stimme rief ich: „Mein Gott — auf ein glückliches Wiedersehen!“ Ich hatte ja noch meinen treuen Begleiter, der mir oft zur Seite, der drängte sich heran, als würde er sich's nicht nehmen lassen, mir das Geleite zu geben. Ich liess es geschehen.

Vorwärts, doch beklemmten Herzens ging es nun vor Tagesanbruch über Berg und Tal. Nie empfundenes Gefühl bemächtigte sich meiner, denn ich fühlte mich dennoch vorwurfsvoll ohne elterlichen Willen und geschwisterliche Verabschiedung. War ich ja doch stets der Liebling meiner Eltern, besonders der teuern Mutter. Bei diesem Gedanken konnte ich mich eines tiefen Wehes nicht erwehren. Nachdem ich bereits einige Stunden Weges in dieser Stimmung zurückgelegt hatte, machte ich Halt, um auszuruhen. Nachdem ich mich erholt hatte, nahm ich Papier und Stift, welche ich beige packt hatte, zur Hand und schrieb folgende Zeilen an meine Eltern: „L. E.! Wollet mir nicht grollen über meinen Entschluss, ohne Eure Erlaubnis das Haus verlassen zu haben und in die Fremde gezogen zu sein. So sehr lieb und theuer mir meine Heimath ist und ich Euch, I. Eltern, schätze und achte, konnte ich es doch nicht überwinden, in die Welt zu gehen, um mich in meinem Fach zu vervollständigen und eine günstigere Zukunft mir anzubahnen, als mir in unserem Dorfe bevorstand. Es drängt mich, mein Glück und Fortkommen in der

Welt zu suchen. Mein Weg geht nach Neuhaus, wo die Kunstweberey bestens betrieben wird, da will ich in Arbeit eintreten, um mich in meinem Handwerk zu vervollkommen, und werde Euch von dort aus meinen Brief über weiteres zukommen lassen. Gott befohlen, auf glückliches Wiedersehen! Nehmt die Küsse von Eurem treuen Sohn“

Diesen Zettel befestigte ich an dem Halsband „Türk“'s. In der Erinnerung an die blutigen Türkenzüge, die damals in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch im Volksmunde lebten, wurde dieser Name im Volke oft den Hunden beigelegt. Nun musste ich meinem treuen Begleiter zu verstehen geben, dass wir voneinander scheiden müssten und dass er die Botschaft nach Hause bringen sollte, was doch das Tier nicht einsehen wollte, bis ich drohend mit meinem Stocke ihm den Rückweg anbefahl. Das Tier muss mich für seine Treue undankbar gehalten haben. Aber ich konnte nicht anders; ich erzielte meine Absicht, dass Türk am selben Tage mit dem Zettel am Halsbande in der Heimat eintraf. Eine trüber Ueberaschung war das für meine Eltern, und ich musste noch später hierüber harte Vorwürfe vernehmen.

Durch Sparsamkeit und Fleiss hatte ich mir soviel erworben, um auf eigene Faust mich eine Zeit durchzubringen, für die äussersten unvorhergesehenen Fälle hatte ich auch einen Schatz verborgen. Es war das ein Theresienthaler, den mir meine teure Mutter zu meiner Konfirmation schenkte. Den umhüllte ich mit Wachs und darüber gewundenen Zwirn mit eingesteckter Nadel, das darauf einen Zwirnknaul bildete, dessen Inhalt niemand ahnte. Ich machte möglichst lange Märsche, um nicht einkehren zu müssen und mit dem Wenigen auszulangen.

Ich zog fort in der Richtung gegen Neuhaus, war aber irgegangen, so dass ich auf diesem Marsche am Damme des Rosenberger Teiches übernachten musste, da eine Ortschaft spät nicht zu erreichen war. Dieses Uebernachten blieb mir lange im Gedächtnis, denn trotz Ermüdung hatte ich kein Auge geschlossen. Die Wasser- und Sumpfvögel mit ihrem unablässigen Geschrei beim Auf- und Niederfliegen, der Ruf der Nachtvögel an der Seite des bewachsenen Dammes bereiteten mir als Neuling keine angenehme Nacht, so dass ich den grauen Morgen sehnüchtig erwartete, um von der Stelle zu kommen.

Der Weg längs des Teiches ging noch Strecken weit, so dass ich erst am schwülen Tage in den Fluren eine Wirtschaft erreichte. Da ich auf einen Mundvorrat bei längeren Fussstouren stets bedacht war, fand sich noch ein Rest Brotes in meinem Bündel, das ich mit Appetit als Frühstück verzehrte. Im Hofraum einer freundlich gelegenen Wirtschaft erblickte ich einen Brunnen, an dessen Umrahmung der Wasserbottich mittels Kette an der Welle und Korbel mich zu einem Trunke einlud. Während ich diesem zusprach, kam

ein freundliches Mägdelein aus der Haustür und reichte mir eine Gabe.

Und so gelangte ich nach mehrtägigem Marsche nach Neuhaus.

Die Ankunft.

Vor den Toren der Stadt schüttelte ich den Staub von Gewand und Füßen, machte mich zurecht und ging auf die Handwerks-herberge los. Nach üblichem Handwerksbrauch stellte ich mich ein und übergab dem Herbergsvater mein Reisebündel.

Nachdem ich mich restauriert hatte, machte ich eine Rundschau in der Stadt, begab mich darauf auf die Suche um Arbeit. Nicht überall, wo ich gerne Arbeit genommen hätte, konnte ich unterkommen, denn mein Alter zeigte nicht den reifen Gesellen. Endlich gelang es mir doch, bei einem rücksichtsvollen Meister einzutreten. In der Folge fand er meine Leistungen als nach der Lehrzeit für meine jungen Jahre zufriedenstellend.

Obwohl mir damals das *Cherchez les femmes* (!) noch nicht bekannt war, erkannte ich, dass durch mein gefälliges Benehmen gegen die Frau Meisterin und deren Kinder mir selbe sehr zugetan wurden, und dass mir in meiner Stellung eine Bevorzugung gegen andere Gesellen stets zugute kam. Auch meine Geige, die mir in meinen Ruhestunden stets eine nicht zu vermissende Gesellschafterin war, zog einen Kreis jüngerer und älterer Zuhörer an, die sich hierdurch auch an mich hingezogen fühlten. Ich wurde beliebt, heimisch im Hause und arbeitete zufrieden hinter meinem Webstuhl.

Das gewohnte Bedürfnis, an Sabbat- und Feiertagen meine Andacht im Gotteshause zu verrichten, konnte ich nicht unterlassen. Auch war es für mich als Fremdling wohltuend, in sehr sympathischer Sphäre unter Glaubensgenossen, ein Fühlen unter den Seinigen. Ich fand mich dabei wohl und weniger fremd. Es war stets traditionelle Sitte jener Zeit, dass, besonders an hohen Feiertagen, es jedes jüdische Familienhaus sich zur angenehmen Pflicht machte, zumindest einen Fremdling an seinem Tische bewirten zu können, bei wohlhabenden Familien deren mehrere. Ungeachtet ich mich lange einer solchen Einladung entzogen hatte, wurde ich gedrungen, dennoch selbe anzunehmen. Beim Ausgange aus dem Tempel trat mir der Diener des Gemeindevorstehers Bobele in den Weg mit dem Auftrage seines Herrn, am vorstehenden Feiertage zu Gaste zu kommen. Herr Bobele war mir nicht fremd, indem ich mit bestellter, abzuliefernder Weberarbeit von meinem Meister zu Herrn B. oft gesendet war. Herr B. war zu jener Zeit einer der ersten ärarischen Lieferanten, somit auch in Leinwand und Weberartikeln.

In der Tat fühlte ich mich geehrt und nahm dankend die Einladung an. Ich war erfreut über das Wohlwollen, das mir ausnahmsweise von seiten der Frau und des Herrn B. zuteil wurde. Ich schmeichelte mir, einen guten Eindruck gemacht zu haben und gerne gesehen zu sein und musste in der Folge oft ins Haus kommen.

Als Herr B. sich eingehend über meine Verhältnisse erkundigt hatte, stellte er mir den Antrag, in sein Geschäft einzutreten, indem ich als Weber Verständnis für sein Geschäft hätte. Ich trat ein und erwarb mir die vollste Zufriedenheit und vollstes Vertrauen bis zu meinem Austritt nach einem Jahre.

Nun konnte ich aber nicht länger dem Drange widerstehen, die weite Welt kennen zu lernen. Auch hatte ich mir durch Fleiss und Sparsamkeit einen bedeutenden Betrag aufgespart.

Allein auf mein Handwerk fussend, war es untunlich genug in die weite Welt zu walzen, überdies da es nur selten in wohlhabendem Betriebe zu finden war.

Unter meinen Bekannten und Freunden, die sich zu mir im Laufe der Zeit gesellten, war besonders ein junger Optiker mir zugetan. Ich benutzte die Gelegenheit, Einblicke in dessen Geschäft zu machen, mit der Absicht, mich hierin einzuweihen. Ich eröffnete ihm meine Absicht und den Wunsch, mir diesen Beruf aneignen zu können, um hiedurch mein Fortkommen in der Welt zu ermöglichen. In kurzer Zeit erwarb ich mir das nötigste Wissen im Umgang, um geschäftlich prosperieren zu können. Ich war in der Lage, aus einem Teil meiner Ersparnisse mir eine entsprechende zweckdienliche Optikerware zu mässigem Preise zu beschaffen und einen Teil zu meiner Reiseausrüstung, obwohl selbe nur bescheiden sein konnte, überdies da meine Reiserequisiten wesentlich in einer Reisetasche, worin mein bescheidenes Geschäftsinventar, und in einem Bündel meiner nötigen Kleidungsstücken bestanden.

Nachdem ich unter den besten Wünschen meines Brotherrn, der mich ungern entliess, Abschied genommen, ergriff ich abermals meinen Wanderstab.

Nicht zu ermangeln ist die Bemerkung, dass zu jener Zeit die Spinnfabriken zu erstehen begannen, wodurch das Weberhandwerk hinter dem Webstuhle sehr sich zu entwerten anfang, daher nur eine dürftige Existenz diesem Handwerk bevorstand und daher die vorläufige Umwechslung mit dem Verkaufe von optischen Waren.

Auf Anraten meines Freundes, von dem ich Einsicht in das Optikgeschäft erlangte und die Ware erkaufte, befolgte ich dessen Rat, mich nach Polen zu wenden, da dieses Land mit diesem Artikel noch wenig bereist und für Anfänger zu empfehlen sei. Es war für mich keine geringe Aufgabe, zu jener Zeit bey sehr erschwelter Communication in fremdem, halbcultiviertem Lande und fremder Zunge mit meinem neuunternommenen Geschäfte als Neuling mich durchzubringen. Welche Not und Gefahren ich oft zu überstehen hatte, möge als Beygabe zu meinen Reiseerlebnissen beygefügt seyn.

Als ich Böhmens Grenze in das Polenland überschritten hatte, hatte bereits die Frühlingssonne die Welt erfreut. Wohlgemut, wenn auch kärglich mit dem Nötigsten ausgestattet, machte ich die Wege von Ort zu Ort stets zu Fuss, allein auf mich angewiesen, ohne zu bedenken, dass es nicht rätlich sey in fremdem, wenig cultiviertem Lande. Ich entkam mit genauer Not oft der Gefahr, überfallen und

ausgeplündert zu werden, ja oft in Lebensgefahr, da nicht nur verwilderte Wegelagerer, Pustahirten, ja auch noch zu jener Zeit Wölfe das Reisen oft gefährlich besonders für den einzelnen Fussgeher machten.

Wie unsicher und belästigt jenes Land infolge Bären, aber besonders der Wölfe war, möge folgende Begebenheit darthun. Auf meiner Reise war ich genötigt, bey Winterszeit bey einbrechender Nacht in einer Mahlmühle nächst einer einschächtigen Krzma einzukehren und dort zu übernachten, nachdem ich zum Nachtmahle eine Quassuppe (Suppe aus Sauerteig und Milch) mit Burak (gesäuerte Rübe) und schwarzes Brot zu mir genommen hatte, da ausser Speck und Polene (Branntwein) nichts anderes zu haben war; auch von der Wirtin selbst bereitetes Bier, doch nur für besondere Gelegenheiten. Da ich von der Fussreise im tiefen Schnee und Frost ermüdet war, suchte ich bald mein Lager auf, das aus Erbsenstroh verwendet wurde, welches auf dem Fussboden dick gelegt zum Nachtlager diente. Die Decke hatte ich aus Reinlichkeitsgründen gerne entbehrt, überdies die Wirtin nicht unterliess, oft in den grossen Ofen der Stube ganze ungespaltene Holzstücke hineinzuschieben, soviel die weite Oeffnung der Herdfläche zuließ, und ausser der Stube im Vorbau (oder Hausflur) sich befand und so von Zeit zu Zeit das Feuer unterhielt. Ich mochte etwa kurze Zeit in festem Schlaf verfallen seyn, als mich ein Poltern und Schreyen an der Thür erschreckte. Dies war nichts anderes als ein Wolf, der seinen Besuch abstattete, um sich seinen Hunger zu stillen, doch vor der mutigen Wirtin mit einer bereitstehenden Ofengabel nach kurzem Widerstand und erhaltener Blessur das Weite suchen musste. Ich hörte noch den Ruf der Wirtin: Wilceck, Wilceck! (Wolf!).

Ich muss gestehen, dass ungeachtet des Verpönens ich mich stets behaglich fühlte, eine jüdisch Kazda erreicht zu haben oder sonst einen Juden in seiner Hütte im Dorfe. So übelgezeichnet auch der polnische Jude bey uns erscheint, hätte ich doch viel des Guten von demselben mitzuteilen, besonders gegen den fremden Glaubensgenossen, was ich unter anderen Erfahrungen als Beleg anführen will.

Es war zum ersten Abend an Osterfeyertagen, ich konnte trotz Anstrengung nicht die nächste Stadt erreichen, um, wie ich es gewünscht, in einer Gemeinde die Feyertage zu verbringen. Nolens volens musste ich bey einbrechender Nacht im nächsten Dorfe bey einer jüdischen Witwe eintreten.

Ich stellte an sie die Anfrage, mich für den Osterabend und die darauffolgenden zwei Tage in Kost und Unterkunft zu nehmen, was sie gerne zugestand, nachdem ich ohne zu feilschen einig wurde. Doch wie gross die Armut in vielen Familien ist, ersah ich zu meiner nicht geringen Verwunderung. Dem bekannten Seider freute ich mich auch beyzuwohnen, er sollte mich an mein liebes Vaterhaus erinnern und vergegenwärtigen die vielen kindlichen Freuden jenes Festes von vergangener Zeit. Der Seider wurde hier von

einem Familiengliede nach ländlicher religiöser Sitte, ganz verschieden von unserem Brauche gegeben. Ungeachtet ich mich von der religiösen Handlung wirklich andächtig hingezogen fühlte, konnte ich mich dennoch bey einer religiösen Einführung nur mit Mühe des Lachens enthalten. Um den Durchgang der Israeliten durch das Rote Meer zu veranschaulichen, brachte die Hausfrau eine Kanne Wasser und schüttete selbe in der Mitte des ungedielten Bodens aus. Der Balbus¹⁾ nahm sodann ein Bündel und Staab über den Rücken und schritt durch das ausgeschüttete Wasser. Dies zum Andenken und zur Verdeutlichung des Durchganges durchs Rote Meer beim Auszuge aus Egypten. Nach Beendigung dieser Zeremonien, nachdem man sich die Hände gewaschen und Meuze²⁾ gemacht hatte, wurde eine grosse Schüssel Suppe aufgetragen.

Es ist etwas Eigentümliches, dass die jüdischen Hausfrauen (Balbuste) eine besondere Auszeichnung darin suchen, in der Bereitung der in dieser Suppe bereiteten Fleischknödel sich hervorzutun und eine Auszeichnung zu suchen und demzufolge von den geniessenden Gästen auch das Lob über das Gelingen dieser Küche erwarten, und worauf sich so mancher jüdische Gourmant tatsächlich sehnsüchtig freut. Wenn ich auch kein Gourmant war, sehnte ich mich doch aus heimatlicher Erinnerung nach dem Anblick und Genuss dieser Knödel. Ich blickte neugierig auf den Grund der grossen mit Suppe gefüllten rauchenden Schüssel und erblickte am Grunde eine ausgiebige Zahl kleiner schön gerundeter eigelber Knödelchen, durch das Gelbe wohl verlockend, jedoch unähnlich dem sonst fleischfarbigen Aussehen.

Und dies machte mich recht neugierig; diese für mich neuartigen Knödelchen, ähnlich wie aus Eiern bereitet, zu versuchen, wässerte mir der Mund. Doch wie war ich enttäuscht, als ich beym ersten Eingriff anstatt der erwarteten Knödel nur kleine Erdäpfel fand. O welche Armut und Entsagung, dachte ich in meiner Kindlichkeit bey mir und anstatt Osterknödel in der Suppe nur pure Erdäpfel. Doch ich begnügte mich zwey der ersten Ostertage bei dieser ehrlichen frugalen Kost, denn ich war doch sehr zufrieden, da ich das Bewusstsein hatte, eine unzweifelhafte jontewige Kost zu geniessen. Anders zu handeln, hätte ich ja damals geglaubt, könnte für mich nicht möglich seyn, um von Gewissensbissen als frommer Jude frey zu seyn. Ja ich gebe noch mehr Beweise, wie unerschütterlich ich festhielt an der mir im heimatlichen Hause an-erzogenen religiösen Lebensweise (nach damaligen Begriffen).

Nach Ausgang des 2. Tages setzte ich meine Reise in der Richtung nach Danzig und zwar zu Schiffe auf der Weichsel fort. Für die Schiffsreise, welche 2 Tage andauern sollte, hatte ich mich mit echt österlichem Proviant vorgesehen. Auf dem Schiff, mit dem ich fuhr, fand sich auch eine Zahl polnisch-jüdischer Handelsleute, welche

¹⁾ = Hausherr.

²⁾ Segensspruch über das Brot.

auch die Reise nach D. machten. Jeder hatte auch, ausser seinem Gepäck, sich mit dem nötigen Mundvorrat an Osterspeisen vorgesehen, indem auf dem Schiffe derartiges nicht zu haben seyn konnte. Doch unerwarteter Weise erhob sich nach mehrstündiger Fahrt ein Contrewind, wo die Segel eingezogen werden mussten und sich das Schiff trotz aller Anstrengung der Ruderer kaum sichtlich vorwärts bewegte. Am dritten Tage hatten wir kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, und vom mitgenommenen Mundvorrat war nur bey grosser Diät der letzte Rest für die weitere Reise aufgezehrt. Ueberdies hatte ich nicht im vorhinein erwogen, dass eine Wasserreise mehr Hunger anrege. Die natürliche Folge, dass der Hunger nächsten Tages gewaltig an mir nagte.

Obwohl auf dem Schiffe allerley Esswaren an Bord zu kaufen waren, konnte ich mich doch nicht entschliessen, eine nicht ostermässig rituelle Kost zu geniessen. So eingewurzelt war noch die aus meinem Vaterhause anerzogene jüdisch-rituelle Lebensweise. Einen Tag konnte ich noch den Hunger ertragen, doch die folgenden schwanden meine Kräfte. Den mitreisenden polnischen Juden entging das nicht. Obwohl selbe auch nicht mit ausreichendem Mundvorrat für die verzögerte Reise sich vorgesehen hatten, teilten mir selbe mit eigener Entbehrung von ihrem zur Nege gegangenen Vorrat täglich doch so viel mit, dass ich sozusagen das Leben erhalten konnte. Am 6. Tage bey Anlangen des Schiffes war ich derart vom Hunger ermattet, dass ich ins nächste jüdische Kosthaus gestützt geführt werden musste und nur vorsichtig ein wenig Suppe zu mir nehmen durfte.

Annoch will ich nicht unterlassen, ein für mich geschäftliches Abenteuer mitzuteilen, eine Gefahr, der ich, dem Himmel sei Dank, entronnen bin. Es war dies, als ich abermlas eine Reise auf der Weichsel mittels eines grösseren Schiffes zu machen veranlasst war. Auf dem Schiffe befand sich eine gemischte Gesellschaft, darunter auch ein Handwerksbursche, der sich mir gesellig näherte, und mir während der Reise eine gewisse Intimität aufdrängte und mich stets von der Gesellschaft abzuziehen beabsichtigte. Doch ich schenkte einer solchen freundschaftlichen Annäherung kein Vertrauen und zog mich von seiner Gesellschaft aus Instinct zurück. Tags darauf erfuhr ich, vor welcher Gefahr mich eine Vorsehung geschützt hatte. Jener Wicht hatte einen anderen jungen unerfahrenen Menschen, der sein Reisegepäck mittrug, am äussersten Ende des Schiffes, wo er sich unbemerkt glaubte, über Bord in den reissenden Strom gestürzt und sich des Gepäcks bemächtigt. Bei Entdeckung der Tat sah ich, welcher Gefahr ich entronnen war.

In meinem adoptirten Geschäfte mit optischen Waren, worin ich mich bereits fröhlich hineingearbeitet hatte, und mit dem Ertrage bey meinen bescheidenen Ansprüchen und Lebensweise auch zufriedengestellt war, hatte ich ein Stück Welt bereist und Erfahrungen gesammelt und Menschenkenntnis erworben.

Auf meinen Reisen traf ich auch mit einem Landsmann aus Böhmen, namens L ö m m l s f e l d , zusammen, der ebendasselbe Geschäft führte, wie das meine, nur noch mehr Praxis darin besass und auch ein reicher ausgestattetes Warenlager hatte. Bey näherer intimer Bekanntschaft, da ich in ihn Vertrauen setzen konnte, vereinten wir das Geschäft, was uns beiderseits zu Nutzen und Vorteil gereichte, da wir eine reichliche Auswahl zu Stande brachten.

Wir besuchten mit Glück die Hauptstädte Russisch-Polens, Danzig, Wilna, Odessa u.a. m. und machten die Tour sodann wieder über Krakau.

Der französische Kriegslärm zu Ausgang jenes Jahrhunderts hatte uns veranlasst, in die österreichischen Lande zurückzukehren. Wir lenkten unsere Geschäftsreise nach Krakau, wo wir unser Geschäft ausübten. Dasselbst befand sich eine Abteilung eines österreichischen Armeecorps unter dem Commandanten General X. Zur Ausrüstung der höher bediensteten Militärs wurden die Feldstecher ein begehrter Artikel. Ich meldete mich demzufolge beim Commandanten, um meine Ware offerieren zu dürfen. Ich fand geneigte Aufnahme bey diesem leutseligen Herrn. Während er meine Feldstecher und Lorgnetts probierte, entging es mir nicht, dass er auch forschende Seitenblicke auf mich wandte. Er verlangte mit Wohlwollen Mitteilung über meine gehabte Reise und letztere Erfahrungen, die ich mit Vergnügen mitteilte, doch den würdigen Anstand nicht ausser acht lassend, der einer solchen Persönlichkeit zukommt.

Ich fühlte mich geehrt, dass er mich ins Gespräch zog, doch stets mit prüfendem Blick. Nachdem er zu meiner grössten Befriedigung seine Einkäufe beordnet und beglichen hatte und ich im Begriffe war, mich zu entfernen, hielt er mich wohlwollend zurück mit den Worten: „Junger Mann, Sie sagen mir zu. Ich würde ihnen einen Antrag stellen, der Ihnen zusagen sollte. Wir haben in unserem Regiment Schwarzenberg-Uhlanen zur Verpflegung einen geeigneten Mann aufzunehmen, der dieses Geschäft zu unternehmen geeignet wäre.“

Das Wohlwollen dieses Herrn liess mich in nähere Erörterungen eingehen, die mich bestimmen konnten, den Entschluss zu fassen, auf Kriegsdauer in dieses Unternehmen einzutreten. Es wurde mir zur Aufgabe gestellt, nur nötigen Proviant, die dringendsten diversen Bedarfsartikel nach Vorschrift für den zu erwartenden Ausmarsch in Bereitschaft zu bringen. Die Ausgaben des anzuschaffenden Bedarfs wurden von der Regimentscasse unterstützt. Es wurden mir 2 Gepäckswagen, 4 Wagenpferde, 1 Reitpferd und 4 Mann zuteilt. Inzwischen hatte ich auch meine optischen Waren zu Geld gemacht.

Aus dem langjährigen Krieg will ich nur einiges anführen, um die Aufopferung und Humanität zu zeichnen, welche sich zu allen

Zeiten hervortrat. Es war in der Schlacht bei W.*), als das österreichisch verbündete Heer den geschlagenen Feind verfolgte. Es war eines Tages, als ich mit meiner Mannschaft und Wagen und Verpflegsgegenständen an einem Flügel Aufstellung nehmen musste, um auch zugleich nebst Proviant mit Verband und nötigen Hilfsmitteln an die Hand zu seyn, teils in gedeckter Stellung.

Doch unerwartet veränderte sich die Stellung des Angriffes. Er entwickelte sich unerwartet in der Position, wo ich aufgestellt war, zum mörderischen Angriff. Der nach vorwärts stürmende Kampf hinterliess ein schreckliches Bild von Getöteten, Sterbenden, Schwerverwundeten und Ächzenden.

Da ich nun als Augenzeuge erwartete, dass der angegriffene und nach vorwärts gedrängte Feind bald durch nachfolgendes Reiterregiment Verstärkung erhalten durfte und durch Heranstürmen der verfolgenden Cavallerie die noch Lebenden und Schwerverwundeten den Hufen der Reiter preisgegeben wurden. . . Die Kugeln der Geschosse piffen ohne Unterlass über das vom Wehklagen und Winseln erfüllte Schlachtfeld.

Die Lebensgefahr nicht beachtend, raffte ich meine Leute auf, ihnen voran inmitten des Schlachtfeldes. Von da aus trugen wir auf unseren Rücken mit Lebensgefahr die Schwerverwundeten aus der Schlachtlinie, um sie dem unvermeidlichen Untergange unter hinstürmenden Rosseshufen zu retten. Ich feuerte durch mein persönliches Beyspiel meine Leute unter Todesverachtung an zu diesem Rettungswerke. Als ich so daran war, beträchtliche Menschenleben auf meinem Rücken bluttriefend in Sicherheit zu bringen, sprengte ein Reiteroffizier, dem mein Tun aufgefallen war, mir entgegen mit den Worten: „Edler Menschenfreund, wer sind Sie denn? Nennen Sie mir Ihren Namen! Ihr edler Rettungsmut muss belohnt werden.“ Als ich auf dessen Verlangen meinen Namen und Stand angab, zog er aus seiner Brusttasche einen Bogen, worauf er mich einzeichnete. Der betreffende Officier war der Adjutant des commandierenden Fürsten Schwarzenberg. Ich hatte vieler Menschen Leben gerettet, der Lohn lag in meinem Bewusstsein. Tags darauf erfuhr ich, dass der Adjutant in derselben Schlacht gefallen und auch die Aufzeichnungen somit verloren gegangen waren. Doch mir blieb die Erinnerung an das Bewusstsein, meine Pflicht getan zu haben.

Nach der Niederlage der Franzosen rückte die österreichische Armee den sich zurückziehenden Franzosen nach. Es ereignete sich

¹⁾ Nach Graf O. Kielmannsegg, Geschichte der Schwarzenberg-Ulanen Nr. 2 1790—1887 (im Wiener k. u. k. Kriegsministerium) kämpfte das Regiment 1805 bei Wertheim. Kommandant war damals Graf Hardegg. 1809 (nicht wie oben 1810) kam das Regiment nach Brandeis, 1812 nach Gaya. In demselben Jahre mobilisierte Österreich als Verbündeter Napoleons gegen Russland. Das Regiment kämpfte siegreich am 9. und 10. August bei Trusznana, am 12. bei Podubine. Es drang bis Minsk vor. Alsdann trat es, gleichzeitig mit der Armee Napoleons, den Rückzug an (a. a. O. S. 144).

auf unserem Marsche, dass wir in Dijon stationierten, für die Cavallerie waren jedoch nicht genug Stallungen zur Unterbringung der Pferde aufzubringen. So mussten denn auch Kirchen zur Unterbringung der Cavallerie benutzt werden. Auch der Tempel der in Dijon ansässigen Jüdischen Gemeinde wurde hierzu bestimmt zum Schrecken und Leidwesen der Juden, da es keinen anderen Tempel gab. Der Vorsteher der Gemeinde brachte in Erfahrung, dass an der Leitung der Verpflegungsbranche ein Jude, namens Kraus, sey. Es währte nicht lange, so erschien der Obere der Gemeinde in meiner Behausung, mit dem Anliegen, durch meine Verwendung bey dem Commandanten zu erwirken, dass der einzige Tempel von der Cavallerie-Bequartierung befreyt werde. Obwohl ich von den unausgesetzten Tag- und Nachtmärschen mir durch Erkühlung ein Unwohlseyn zugezogen hatte, unterliess ich es nicht, durch meine Fürsprache bey dem Commandanten dem Wunsche der Gemeinde zu entsprechen, dass der Tempel befreyt wurde.

Es war vor dem herannahenden Purimfeste, als der Vorsteher und die Ältesten der Gemeinde sich bey mir mit einer Danksagung für die Befreiung einfanden, mit dem Ansuchen des Vorstehers, eine Einladung zum bevorstehenden Purimabend anzunehmen, was ich dankend annahm. Inzwischen erkrankte ich aber und mein Leiden verschlimmerte sich derart, dass ich meiner Zusage und dem Wunsche des Vorstehers nicht entsprechen konnte. Demzufolge liess mich der Vorsteher in einer Sänfte abholen, er räumte mir in seinem Hause eine Wohnung ein, wie ich selbe nicht schöner, bequemer und besser haben konnte. Ich wurde von allen Seiten aufs liebevollste gepflegt, mit allen möglichen Erquickungen ängstlich gewartet bis zu meiner vollen Genesung, da ich auch wesentlich der ungewöhnlichen Pflege zu verdanken hatte.

Habe zu bemerken, dass am Purimabend der Vorsteher, mein Gastgeber, an mich die folgende Frage stellte: „Monsieur, voulez-vous entendre la Megilla?“, was ich bejahte. Demzufolge erschien der Cantor und las mir im Beisein mehrerer Gemeindemitglieder die Megille, während ich mit meiner Krankheit, der roten Ruhr, erschöpft daniederlag.

Es währte längere Zeit, bis ich mich wieder von meiner Ermattung und öfteren Besinnungslosigkeit aufraffen konnte. In meinem oft bewusstlosen Zustande hatte ich mich oft gegen die kleinen Kinder mit schimpflichen und fluchenden Auslassungen vergangen, die im benachbarten Zimmer in ihren Holzschuhen mir die Ruhe störten. Auf das hilfreiche Herbeieilen des Herrn und seiner Frau mit der Frage: „Que desirez-vous, Monsieur?“ hatte ich zur Antwort in meinem Delirium die schimpflichsten Ausdrücke in meiner Muttersprache Par. (ech?), Cek. (?) usw. Doch war ich bei meiner Genesung recht froh, dass ich in einer für meine Pfleger verständlichen Sprache mich ausdrückte.

Es verging kein Purim, wo ich mich nicht lebhaft jener Ereignisse erinnert hätte.

Rückmarsch. Friedensstation Brandeis.

Nach Friedensschluss bezogen wir unsere Winterquartiere, und so wurde auch das Regiment, wo ich für Kriegsdauer engagiert war, Schwarzenberg-Uhlanen, nach Brandeis a. d. Elbe stationiert. Ich fügte mich mit besonderem Vergnügen diesem Befehle, indem mir Stadt und Land sowie dessen anmutige herrliche Lage im vortrefflichen Flachlande mit seinen fruchtbaren Auen und herrlichen Wäldern, durchflossen von der Elbe mit ihren vom schönsten Grün umsäumten Ufern, ausnehmend gefielen.

Ich war entzückt beim Anblick. Eine innere Stimme sagte mir: „Nur hier lässt du dich nieder, wenn einst der volle Friede eingekehrt und du dein Heim gründen wirst.“ Ich hatte in Bälde mich heimlich gefunden und es fehlte mir nicht ein Kreis guter Freunde und Bekannten. Nicht unerwähnt bleibe, dass auch ein musikalischer Zirkel mir Gelegenheit bot, an Aufführungen, die daselbst gepflegt wurden, mitzuwirken.

Nun sei auch erwähnt, dass, seitdem ich mein Vaterhaus verlassen hatte, bereits zehn Jahre verflossen waren. Obwohl ich stets in brieflichem Verkehr mit meinen Eltern und Geschwistern stand, beabsichtigte ich, besonders da die teure Mutter noch am Leben war, selbe durch meinen unangesagten Besuch zu überraschen. Doch mein teurer Vater hat diese Ueberraschung nicht mehr erlebt.

Ich machte meine Reise mit Postpferden. Gross war die Überraschung für jene, die da wussten, wie ich vom väterlichen Hause ausgezogen und nun nach zehn Jahren mittels eigener Post heimkehrte, was zu jener Zeit nur selten Personen vornehmen konnten.

Ich besah noch meinen alten Webstuhl und gestand mir, dass viele der Gedanken während meiner Weberei im Laufe der Zeit zur Ausführung und Tatsache geworden waren. — — —

Ich hatte durch zufälliges Begegnen die Bekanntschaft eines Mädchens von lieblicher Erscheinung gemacht, die mich auch durch ihre sonstigen Vorzüge fesselte. Ich war glücklich. Meine Neigung blieb nicht unerwidert. Und mit Zustimmung der Eltern stand mir das Haus offen. Doch mein Glück sollte nicht lange währen.

Es war an einem schwülen Sommertage, als bei Sonnenuntergang ein drohendes schwarzes Gewölk sich ansammelte, das gewitterschwanger unter Blitz und Donner über die Gegend sich zu entladen drohte. Ein Windstrich führte das angsterregende, unheimliche Gewölk in eine nahegelegene Landschaft. Man sah es sich unter Blitz und Donner entladen. Nicht lange darauf, als sich das Wetter ausgetobt hatte, sah man einen Feuerschein aufsteigen, und zwar in der Richtung, wo ich so oft und gern den Weg zu meinem Liebchen machte. Dies erfüllte mich mit Beunruhigung.

Ich sattelte mein Pferd und setzte in gestrecktem Lauf jenem Flammenschein nach. Ich wurde nur zu bald zu meinem Schrecken gewahr, dass nicht nur in jenem Dorfe, sondern auch an der Stelle, wo das Wohnhaus meiner Lieben stand, Flammen loderten. Ich sprang vom schweisstriefenden Pferde ab, um zu retten, was zu

retten wäre. Doch alles war verloren. Und das Teuerste, das ich mit Aufgebot meines Lebens hätte retten wollen, lag entseelt vor dem brennenden Hause auf dem Rasen, ihr zur Seite eine Freundin.

Verzweifelt, mit ringenden Händen, gebrochenen Herzens, die armen Eltern vor dem toten einzigen Herzenskinde und meiner Herzensfreundin; sinnlos, ohnmächtig starrte ich mein entrissenes Glück an, unermüdet, Worte des Schmerzes zu stammeln. Der Schmerz der Eltern konnte sich nur mit dem meinen messen. Kein Trost war für unsere Leiden.

Zufällig lernte ich bei einem Einkauf ein junges Mädchen kennen, das mir gefiel. Und auf Bitten meiner Mutter, die den Rest ihrer Tage nicht vereinsamt sein wollte, hielt ich bei der Mutter dieses Mädchens um dessen Hand an, und mit Einwilligung des Regiments-Kommandos führte ich diese meine jetzige Gattin heim. In den Flitterwochen sehnte ich mich, der teuren Mutter, deren sehnlichstem Wunsche gemäss, meine junge Frau vorzustellen.

Es war in strenger Winterszeit, als ich mein Vorhaben auszuführen Anstalten traf. Da der Schnee in bedeutender Höhe das ganze Land bedeckte, war es geratener, die eine Tagereise entfernte Heimat mit Schlitten aufzusuchen. Am frühen Morgen traten wir mit einem guten, sicheren Pferde, das zu lenken ich der Sicherheit wegen nicht anderen anvertraute, die Reise an. Vor Eintritt der Finsternis gedachte ich an Ort und Stelle zu sein. Es ging anfangs vortrefflich. Doch als wir einen bedeutenden Teil des Weges zurückgelegt hatten, fielen Schnee und Flocken derart, dass wir das Geleise auf dem Fahrwege neu durchbrechen mussten. Unser Pferd war ermüdet, es fing zu dunkeln an, ein dichter Nebel und fallender Schnee umhüllten unseren Gesichtskreis. So ging es geraume Zeit über Gräben, Stock und Stein, woraus ich erkannte, dass wir vom Wege abgekommen waren. Doch endlich fuhren wir ununterbrochen auf einer Ebene, hoch vom Schnee bedeckt, wo jedoch vorher kein altes Fahrgeleise zu verspüren war. Nach langer Zeit bemerkte ich mit einem Male einige Schritte vor mir einen schwarzen Fleck und ich hielt an, stieg vom Wagen ab. Kaum hatte ich einige Schritte getan, als ich erkannte, in welcher Gefahr wir schwebten. Wir standen auf einem grossen Teich nahe am Platze, wo eine tiefe Quelle dem Einfrieren widerstand. Ein Grausen fuhr durch meine Glieder ob der Gefahr. Ich dankte dem Herrn, der mich schützt!¹⁾

Nachtrag.

Zwei Briefe aus dem Jahre 1912 (Originale jüdisch-deutsch).

An Madame Kraus, Brandeis.²⁾

Sedlitz, den 22. Oktober 1812.

Teuerste, meinem Herzen vielgeliebte Hendlleben

(hundert Jahre sollst du leben, Amen)!

Unterm Donner der Kanonen hab ich Dein mir teuren Brief

¹⁾ Hier bricht die Autobiographie ab.

²⁾ Dieser Brief ist als der historisch wichtigere vorangestellt.

erhalten. Kein Gefahr hat mir mehr gedroht, jeder Schuss war ein lieblicher Ton für mich, denn Dein Bild stand mir vor meine Augen und in meinem Herzen. Herzlich gern hätt ich Dir Dein Brief beantwortet. Da wir aber ein ganz anderen Marsch genommen haben, der bereits acht Täg, Tag und Nacht, dauerte gegen Warschau, so war mir unmöglich zu schreiben. Was belangt unsere Geschäften, bin ich vollkommen zufrieden. Ich hab Dir wollen aus Brzest Geld schicken, so ist mir mein Plan vernichtet. Ich hoffe aber, wenn wir nicht wiederum über dem Bug gehen, kommen wir in einigen Tagen nach Warschau. Da werde ich nicht verabsäumen, mein teuerste Hendelleben, Dir gleich von Geldmangel abzuheffen, welches ich an Herrn Bischitzky adressieren werde. Schreibe mir, wie der Kurs in Prag ist, was die Scheine gelten und der Dukaten. Sollte aber ein Waffenstillstand werden, von welchem man viel spricht, oder Winterquartier? so eile ich, mein teuerste Hendelleben, in grössten Galopp zu Dir und meine gute Freund. An Pferd und Wagen fehlt's uns nicht. Zwölf von die besten russischen Pferde haben wir und drei gute Britschken. Die Strapatz ist sehr gross. Tag und Nacht unter freien Himmel. Die Nächte sind hier schon sehr kalt, aber die russische Pelzen müssen alles ersetzen. Auf jeden Fall komme ich diesen Winter nach Hause. Mein geliebte Hendelleben! Gieb Dich nur geduldig! Deine Sorg wird Dir, wills Gott! reichlich belohnt werden. Lebe wohl und gesund nach Wunsch Deinem Mann, der Dich unaufhörlich liebt. Ich küsse Dich, lebe wohl!

Joseph Kraus.

An meine teuerste, geliebte Mutter (100 Jahr soll sie erleben, Amen!) bitte ich Dich, teuerste Hendelleben, gleich zu schreiben und zu berichten von meinem Wohlsein, wie ich an meinem geliebten Bruder und Schwestern und Schwägers, und wünsche bald zu wissen ihres Wohlsein. Wann Dir die Reise nicht zu beschwerlich fällt, Deiner Schwiegermutter es mündlich zu überbringen, so bitte ich Dich, teuerste Hendelleben, sie zu besuchen. Ich hoffe, Du wirst schon gute Anstalt zu machen wissen, hinzukommen. Solltest du aber nicht dort schon sein, so bitte ich, mich zu berichten, wo Du Dein Lieblingsplatz gewählt hast, in Lieblitz oder in Brandeis. Ich hoffe, Dich auf jeder Art glücklich zu treffen, und bleib versichert Deiner Liebe und Treue, wie unaufhörlich ich bleib. — Grüsse mir meine teuer geliebteste Mutter und küsse vieltausendmal sie statts meiner und jeden besond(ers) grüss ich viel und wünsche beständig wohl zu leben.

Noch Leben! meinem geliebten Schwager und Schwägerin wirst Du nicht verabsäumen, meinen Gruss zu überschicken et Familie. Meine geliebte Schwiegermutter und Schwägerin und Schwager grüss ich viel tausendmal.

Lieblitzer, besonders R. Sundel et Madame Zippora (100 Jahr soll sie erleben, Amen!), besonders R. Aharon et Madame Schaifker p—z—g (wohl = peri zaddik gamur [Frucht eines vollkommen Gerechten]) und Familie. Ich wünschte seinen Weinkeller bei mir zu

haben, wäre er gewiss binnen drei Tagen versilbert. Den nachlässigen Deutsch (Teitsch) grüss ich vielmal, welchen ich lange Zeit erwartet habe, ob noch nicht kommen ist.

Meinen teuersten Freund et Freundin in Machof küss ich und grüsse et Familie. Mit nächsten ein Mehreres von mir.

(A n d e r e H a n d s c h r i f t !)¹⁾

Wertes Weibchen! Von Schlaf geweckt mit die Worte von Ihren lieben Kraus: „Kratz Dich später!“, fang ich an, meine Empfehlung an Ihnen zu machen. Ich bestätige sein Schreiben, dass wir wohl sind. Aber schreckliche Plage! Glauben Sie bestimmt, wenn Lemlefeld nicht von Jugend Oberbetten gewohnt wäre, dass ich das Geschäft liegen lassen müsste. Und so gehet es uns jedem einen. Die süsse Hoffnung, meine lieben Eltern und gute Freund et Freundin balde wohl zu sehen, gibt mir, so eben Kraus, frische Kräfte, noch mehr gegenwärtig zu dulden. Bei Gott, keine Lüge! Es fangt mich schon wieder zu jucken(an), so dass ich schliessen muss. Es kann möglich sein, dass es ein Leidenands-Kurier ist, nicht zu streiten, auch möglich ein Fähnrich-Kurier. — — — Die Gesellschaft ist mir zu nett, und Ihnen von beiden Kurier nichts zu gönnen ist der Wunsch in grösster Eile von Ihrem wahren Freund Lemle Feld (= Lemmelsfeld, siehe oben). Auch Ihnen, Mademoiselle, kommt vielleicht öfters in grösster Eile ein Fähnrich-Kurier überkreuz und quer. Denken Sie nur so oft an mich, wenn selber bei Ihnen sich blicken lässt, bin ich eben zufrieden. — Ich grüsse auch Ihnen, so oft Sie mich in Angedenken haben. Ihr Freund Lemle Feld.

Ich bitte eben m. K. (mein Kompliment) an ihre werte Familie.

(W i e d e r d i e H a n d s c h r i f t v o n K r a u s.)

Teierste Freundin Chajje Soroleben (100 Jahr sollst Du erleben, Amen)!

Nur Sie haben mich deutlich genug bericht, von was meine grösste Sorgen waren. So einer Freundin, wie Sie, weiss ich bei Gott! nicht genug Dank zu schreiben. Mündlich, mündlich könnt ich nun kaum solcher teurerer Freundin danken, und brüderlich abküssen, was sich nicht mit Geld bezahlen lässt. Ich hab Hoffnung zu meinem Gott, der werd alles für mich lohnen. Bleiben Sie versichert meiner Freundschaft, so wie ich von Ihrer überzeugt bin, und bleibe stets Ihr gehorsamster Kraus.

Grüssen Sie mir noch einmal Ihre liebe Elternleben et Familie, R. David Bischitzky et Madame p—z—g²⁾. Der Trompeter blast zum Aufsitzen, ich muss endigen, es ist 3 Uhr nach Mitternacht.

¹⁾ Von Kraus' Freund Lemelsfeld.

²⁾ Frucht eines vollkommen Gerechten (wie oben).

G a y a, den 30. Juli 1812.

Teuerste, meinem Herzen vielgeliebte Hendelleben (100 Jahre sollst Du erleben, Amen)! Gottlob, die Reise nach Gaya ist gut von-statten gangen, und meinem Freund Lemelsfeld hab ich in Brünn ge-troffen. Denselben Tag, wo ich den zärtlichsten Abschiedskuss von Dir genommen hab, bin ich bis Czaslau, den andern Tag bis Iglau, den dritten nach Schwarzkirchen, und Freitag früh um 8 Uhr war ich in Brünn angelangt. Da blieb ich einige Stunde und erkundigte mich bei die Policien wegen meine Sachen in geheim, wie die Leute instande sind. Auf jeden Fall machten sie mir gute Hoffnung. Darauf nahmen wir unser Reise nach Austerlitz auf Schabbos, welchen wir da festiglich feierten und öfters Deine Gesund-heit aus grossen Becher zu bringen von den besten Wein, welcher hier sehr wohlfeil ist. Die Maass kostet von alte 24 Kr., der junge 10, auch zwölf und noch wohlfeiler. Sonntag Mittag trafen wir in Gaya ein und kehrten zum Schwarzen Adler ein. Mein Zimmer war gleich voll von sehr liebe Stabspartei. Alle freuten sich herzlich, besonders der gute Herr Adjutant von Knis, und wie ich ihm meine Meinung sagte, nach Polen zu reisen. gab er mir Brief mit an seinen Bruder und nach Lemberg die beste Recommandatione.

Eben kam der Befehl ans Regiment, nach Wien zu marschieren. Den 5. marschirt es von hier ab. Der Kinsky ist schon wirk-licher Oberst¹⁾, und der Schlotheim geht zu ein andern Regiment, der Rechnungsführer hat schon quittiert, und der Schmut-termaier hat Pension erhalten, und der Firs (Fürst?) kommt zu ein Husarenregiment nach Ungarn. Kriegerische Nachrichten sind dahier zu hören. Wie bei uns man spricht, das französische Hauptquartier wäre schon in Wilna oder Riga. Davon künftig ein Mehreres.

Teuerste Hendelleben, ich bitte Dich, mir nur bald zu schreiben von Deiner Gesundheit und das nach Lemberg an mich, die Adresse Joseph Kraus postrestante. Übrigens, mein Hendelleben, lass Dir nicht bange sein und befolge meinen Rat und begeb Dich zu mein Mamaleben (100 Jahre soll sie erleben, Amen!). Grüsse mir alle in meinem Namen, die ganze liebe Familie, besonders den Herrn Bischitzky und seine werthe Frau und Tochter Demoiselle Therese. Von Olmütz werde ich ihm sichere Nachrichten von Wein melden.

Mein wertesten R. Josel und seine werthe (Frau) und Familie küsse ich und grüsse alle meine gute Freunde.

Dein Dich Liebender Mann

Joseph Kraus.

Hendelleben, ich bitte Dich noch einmal, meinen Rat zu be-folgen und küsse Dich unaufhörlich. Sei beruhigt und Sorge nicht.

Der Oliva reist von hier nach Wien.

Grüsse mir mein teuerste Mamaleben und Bruder samt mein Schwägerin und Schwestern und Schwager, p—z—g.

¹⁾ Vgl. Regimentsgeschichte S. 140.

Zwei Dokumente zur Geschichte der Juden des Vormärz aus dem Nachlass von Josef Kraus.

Brandeiser Oberamt, 31. August 1826.

Das Gesuch des Josef Kraus um Bewilligung zum Ankauf des altbunzlauer sogen. Jägerhauses auf den Namen eines Christen wird abgewiesen. „weil den Juden die Erwerbung nicht nur des unbeschränkten Eigentums, sondern auch des Nutzeigentums christlicher Realitäten schon mittelst Landtagsbeschluss vom Jahre 1650, dann durch das Judenpatent vom 3. August 1797 und endlich durch das höchste Hofdekret vom 19. November 1807 gänzlich, und zwar ohne Unterschied, ob sie dieselben zu Häusern oder Schuppen benutzen wollen, untersagt ist.“

(Promemoria.)¹⁾

Ein vorliegender spezieller Fall hat neuerlich die Frage angeregt, in wie ferne es rätlich und an der Zeit sey, bei dem bisher festgehaltenen Grundsatz, welcher die Israeliten von dem vollen Genusse der mit der Staatsbürgerschaft verbundenen Rechte ausschliesst, Modificationen zu Gunsten Einzelner eines solchen Vorzuges würdigen Individuen eintreten zu lassen.

Die Verleihung des Staatsbürgerrechts von Fall zu Fall aus besonderer allerhöchster Gnade würde nicht nur als eine Forderung der Zeit und des alle öffentliche Verhältnisse durchdringenden Grundsatzes der Gerechtigkeit, sondern auch als vorteilhaft für den Staat und heilsam in seinen Folgen auf den geistigen, naturellen Zustand der Israeliten seyn müssen.

Die humane Ansicht des Patentes vom 3. August 1797 sieht man deutlich dahin gerichtet, die Juden für eine bessere Gestaltung ihrer bürgerlichen Lage und ihrer allmählichen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern empfänglich zu machen. Unverkennbar haben schon die durch dieses Patent den Bekennern des mosaischen Glaubens in unseren Staaten gemachten Zugeständnisse auf die sittliche Kultur und auf die materiellen Interessen derselben gleichzeitig eingewirkt. Einen noch vollgültigeren Beweis für die Empfänglichkeit der Israeliten für die Wohltat der Verbesserung ihrer bürgerlichen Lage liefern die mittlerweile in mehreren Staaten des Auslandes mehr oder weniger vollständig erfolgten Emanzipationen derselben, und die dadurch hervorgerufenen Wirkungen, Künste und Wissenschaften, Industrie, überhaupt jede Gattung intellektueller Tätigkeit finden seitdem in der Mitte der jüdischen Nation würdige Repräsentanten.

In Österreich selbst sind die weiteren Fortschritte jenes anregenden und versöhnenden Geistes der Humanität, gemäss welcher Israeliten zum Behufe grösserer Fabriksunternehmungen zum

¹⁾ Im Wiener Staatsrat fanden damals eingehende Verhandlungen über die staatsbürgerliche Stellung der Juden statt. Der Streit der Meinungen wogte heftig für und wider. Dieses Rundschreiben scheint nach einem Siege der den Juden günstigen Partei an alle Gubernien ergangen zu sein.

Grundbesitze zugelassen werden, von den schönsten Früchten für die Industrie des Landes begleitet gewesen, und doch hatten auch gegen diese Maassregeln, wiewohl ohne Erfolg, sich anfangs missbilligende Stimmen erhoben.

Wenn aber auch die Gesamtheit des Volkes noch nicht zu einer umfassenden Erleichterung ihrer Lage reif seyn kann und unabweisliche Staatsrücksichten dagegen sprechen, so kann dies doch noch kein Grund seyn, einzelne, durch fleckenlosen Charakter, durch Verdienste und Bildung sich auszeichnende Individuen von dieser Wohlthat auszuschliessen.

Das Auskunftsmittel bietet sich hier dadurch an, wenn Se. k. k. Majestät sich bewogen finden, solchen Bekennern des mosaischen Glaubens, welche als wohlverhaltene Unterthanen bekannt sind, und sich auch sonst noch durch ungewöhnliche grossartige, dem Allgemeinen nützliche industriöse Unternehmungen oder sonstige Verdienste auszeichnen und durch genügende Beweise die Beharrlichkeit ihres Wirkens garantiren, das Staatsbürgerrecht aus besonderer allerhöchster Gnade von Fall zu Fall zu verleihen.

Die aus einem solchen Akte allerhöchster Gnade (welcher übrigens mit den bereits Statt gehabten Verleihungen von Adelsgraden an Israeliten konsequent wäre) von selbst fliessenden Vortheile seyn: Gleichstellung der Verdienste der Unterthanen, Hebung der moralischen Kraft der Regierung durch die in den Staatsangehörigen begründeten Ueberzeugung, dass ihnen bei gleichen Ansprüchen eine gleiche Verbesserung ihrer bürgerlichen Lage zu werden, vermehrte Achtung des humanen und toleranten Geistes unserer Regierung von Seiten des Auslandes, Anregung der aufrichtigsten Legalität und Hingebung für Monarch und Vaterland bei den exclusirten Israeliten und die hervorgerufene Nacheiferung, sich einer gleichen Verbesserung ihres Schicksals würdig zu machen. Eine solche mit wenigen und besonders verdienten Einzelnen beginnende successive Annäherung zu einer allgemeinen wünschenswerthen Umgestaltung der Israeliten würde alle Stimmen der öffentlichen Meinung für sich haben.

In neuester Zeit hat sich in Russland, wo bekanntlich die Israeliten in der Kultur unter allen Europäischen Staaten am meisten zurückstehen, die von der Gesetzgebung beliebte Zulassung dieser zu verschiedenen Bürgergraden, ungeachtet der Kürze der Zeit, schon auf das Erfolgreichste bewährt.

Im Einklange mit den hier entwickelten Ansichten haben sich auch bereits Stimmen erhoben, welche es nicht für vereinbar mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit halten, die Staatsbürgerlichen Rechte der Israeliten blos nach dem Maassstabe ihres religiösen Kultus zu regeln und die in jeder Beziehung ausgezeichneten unter ihnen mit der Hefe ihrer Genossen in eine Kategorie zu stellen.

Nach der Meinung dieser Stimmen wären solchen ausgezeichneten Israeliten alle bürgerlichen Rechte, wie den christlichen Unterthanen, von denen sie (w. z. B. bei Staatsämtern) ihre Religion nicht

von selbst ausschliesset, zuzugestehen, die dem Israeliten bisher zu Theil gewordenen Vorzüge, insbesondere der Adel, sey für sie mit kleinen reellen Vortheil verbunden, erst durch die Anerkennung ihrer Bürgerrechte würden sie in die Lage versetzt, die Früchte ihrer edlen Denkungsart zu geniessen, und dann erst würde es ihnen der Mühe werth scheinen der Erreichung seines Standpunktes ein Opfer zu bringen. Diese Bevorzugung hätte sich aber nicht auf einzelne Individuen alleyn, sondern zugleich auf deren Familien zu erstrecken, theils der grösseren Aufmunterung wegen, theils weil die Gesinnungen des Familienvaters für die zweckmässige Erziehung der Kinder Gewähr leiste.

Um in dieser letzten Hinsicht jeder Befürchtung zu begegnen, müsste den politischen Behörden eine Kontrolle über die Eignung der Söhne der Bevorzugten der Israeliten in der Art vorbehalten werden, dass 3 Jahre nach dem Zeitpunkte, wenn der Sohn eines privilegierten Juden aus der väterlichen Gewalt tritt und einen selbstständigen Beruf ergreift, eine ordentliche Erhebung über seine Eignung eingeleitet, und von den Behörden entschieden werden müsste, ob er der Reihe der durch Geistes- und Gewerbstätigkeit verdienten und christlichen Staatsbürgern gleichgestellten Israeliten anzureihen wäre.

Da mir daran liegt, in diesem Gegenstände, die verschiedenen Meinungen kennen zu lernen, so fordere ich den N. N. auf, mir auch Ihre Ansicht hierüber, jedoch ohne Einvernehmung irgend einer Unterbehörde unumwunden mitzuteilen. 30. März 1837.

Zeëna urëna.

Ins Hochdeutsche übertragen von Sal. Goldschmidt, Hamburg.

Mit Quellennachweisen versehen von Dr. A. Marmorstein.

(Fortsetzung.)

32¹⁷ „Und Raum lasset zwischen einer Herde und der andern, damit das Geschenk desto bedeutender scheine.¹⁾ Auch lässt sich dieser Ausspruch auf das Schicksal Israels unter den Nationen deuten. Der Stammvater seines Volkes wünscht, dass die Leiden und Verfolgungen seiner Nachkommen im Exil sich nicht derart drängen mögen, dass ihnen nicht R a u m bleibe, sich zu erholen und wieder aufzuraffen.“²⁾

32²³ „Er nahm seine zwei Frauen, seine beiden Mägde und seine elf Kinder.“ Jacob schonte das Leben seiner Kinder mehr als das seiner Weiber, weil die Mission und die Zukunft seines

¹⁾ Raschi z. St.

²⁾ Bech. nach Midrasch.